

Donaukinder

Von Nina Blazon

Schwer wiegt der Gürtel aus Ziegelsteinen, den Adrian sich um den Leib gebunden hat. Das Gewicht drückt auf seine Hüften, der Regenmantel flattert im Aprilwind darüber hinweg. Er muss sich nur ein wenig nach vorne beugen, nur soviel, bis er sein verweintes, dickes Gesicht auf dem Wasserspiegel zittern sieht, bis der Gürtel aus Steinen ihn hinabzieht. Und schon fällt Adrian, verfolgt vom wirbelnden Himmel, der über ihm zusammenbricht und in schwarzes Wasser zerplatzt, hinein in eine Kälte, die sich durch jedes Knopfloch den Weg zu seiner Haut bahnt. Seine Ohren schmerzen, als die Steine ihn immer tiefer hinabziehen. Noch hält er die Luft an. Für einen Moment berührt ihn die Angst mit heißen Fingern, als er Grund unter seinen Füßen spürt. Dann hört er nur noch die Melodie des Flusses, und ein schwellendes Pochen in seinem Kopf. Adrian zählt mit, jeden Herzschlag, bis sein Puls so schnell rast, dass er sich verzählt. Schließlich öffnet er den Mund. Kaltes Wasser lässt seine Zähne schmerzen. Der Krampf ruft die Angst herbei. Ohne sich dessen bewusst zu sein, zerrt er an den Ziegelsteinen, würgt das Wasser aus den Lungen, atmet reflexartig neues ein, kämpft weiter. Hinter seinen Lidern blitzen grelle, pulsierende Quallen, die Ziegel schürfen ihm die Knöchel auf, und da, endlich, löst sich die Kette aus Stein und fällt mit dumpfem Laut auf den Grund. Adrian schwebt nach oben. Wasser fließt kalt in seine Lunge, sein Herz schlägt langsam und regelmäßig. Während er dem regengrauen Spiegel der Wasseroberfläche entgegenschwebt, begreift er, dass er atmet.

Wie er nach Hause kam, weiß er kaum noch. Nur an die Menschen am Ufer erinnert er sich. Keiner von ihnen kam näher, als Adrian aus dem Fluss kroch. Das Gras, auf dem er ausrutschte, war nass vom Frühlingsregen, der den Fluss in einen Teppich aus vibrierenden Wasserspitzen verwandelte. Verwunderte Blicke folgten Adrians Schritten, beobachteten, wie er das letzte Wasser aushustete und mühsam Luft holte. Sein schwerer Atem hat ihn den ganzen Weg begleitet. Im Grunde weiß er nicht, was er zu Hause will. Sich verkriechen vielleicht. Vor der Überraschung verstecken. Wer sein Leben beschlossen hat, auf den wartet nichts mehr. Und nun so etwas. Wasser rinnt aus seinen Hosenbeinen und versickert im Teppich, auf dem der Abschiedsbrief liegt. Viel steht nicht darin. Was soll einer schreiben, der schwer atmet und auf die Welt schaut wie auf ein Aquarium, in dem die Menschen die Münder öffnen und wieder schließen, ohne dass er verstehen kann, was sie ihm sagen wollen? Die Luft streicht wie ein Reibeisen durch seine Kehle. Einen unbestimmten Moment lang sehnt er sich nach der Kälte des Flusses, doch der Blick seines Spiegelbildes mit den blauen Lippen ruft seine Vernunft wach. Mit zitternden Händen lässt er das Wasser in die Badewanne ein. Erst als es sich um seinen Körper schließt wie ein Mantel, fällt das Gefühl der Fremdheit von ihm ab, und er fühlt sich ruhig. Unter Wasser öffnet er die Augen und betrachtet die verschwommenen Konturen seiner Hände.

Luftblasen umsprudeln seine Finger. Dann ist es soweit, die Melodie des Flusses, er kann sie hören, wie sie in seinem Kopf pocht. Langsam atmet er ein. Das Wasser fließt wie Balsam in seine luftwunde Lunge. Adrian atmet und lächelt.

Den ganzen April über übt er in der Badewanne, bis er sich an den See wagt, der nicht weit von seiner Wohnung liegt. Noch ist das Wasser kühl, nur wenige Spaziergänger umrunden den See und schenken dem dicken, blassen Mann keine Beachtung. Adrian wartet den letzten Spaziergänger ab, ehe er sich entkleidet und in das maikalte Wasser begibt. Er ist erstaunt, wie wenig er von der Kälte spürt und atmet auf.

Als sich bald nach den ersten Ausflügen zum See unterhalb seiner Kieferlinie knotige Verformungen unter der Haut zusammenballen, diagnostiziert der Hausarzt vergrößerte Lymphknoten. Doch Adrian weiß es besser. Er kündigt seine Wohnung, meldet sein Telefon ab und zieht um zum Fluss. Aus der Wohnung in der Stadtmitte ist eine Dachkammer in einem Altstadthäuschen im Ulmer Fischerviertel geworden. Leer bis auf das Bett und einen Kleiderstapel in der Ecke ist sie. Es beruhigt Adrian, dass er nachts bei geöffnetem Fenster das Lied des Wassers hört. Zum ersten Mal in seinem Leben genügt etwas. Die Häutchen zwischen seinen Fingern pochen, jucken und entzünden sich. Haut schält sich, Kiemen öffnen sich, rosa Spalten, die Adrian ehrfürchtig vor dem Spiegel bestaunt und dann sorgfältig unter einem Seidenschal verbirgt. Mondan sieht er aus und die neue Sicherheit, die ihm das Wissen um sein Geheimnis verleiht, umgibt ihn mit einer Aura, die die Frauen dazu veranlasst, sich nach ihm umzudrehen. Zu spät zwar, aber Adrian lächelt, wenn er an den Cafés vorbeisclendert, über die Treppe zur Stadtmauer am Fluss. „Noch nicht“, flüstern die Wellen, „noch nicht, noch nicht, noch nicht.“ Ein blondes Mädchen betrachtet ihn lange, er aber sieht es nicht mehr. Was er sieht, ist ein Seidenschal hier und da, ein Handschuh in zu warmer Frühsommersonne. Und er beginnt zu träumen: Von Linz träumt er und von Wien und Budapest. Er sieht die Donau fließen und folgt ihrem Lauf in Gedanken, passiert Novi Sad und Belgrad und lässt sich treiben am Eisernen Tor vorbei nach Lom, wo er am Ufer der Wassergrenze zwischen Bulgarien und Rumänien verweilt. Schließlich kommt er in Ruse an, klettert staunend in Tulcea an Land, verharrt in Ismail und strömt endlich hinaus ins Donaudelta und ins Schwarze Meer.

Heim! Mit diesem stummen Wort auf den Lippen erwacht er eines Nachts im Juli. Noch schweigen die Vögel, aber das Lied des Wassers pulst in seinen Adern. Und da ist noch etwas: Gedanken sind es, seine und doch nicht seine, flink und schüchtern wie die Berührungen von Karpfenmäulern. Schemenhafte Schatten huschen in seinem Blickfeld, rechts und links von ihm, wenn er sich vorstellt, im Strom zu schwimmen. Wie immer ist die Luft scharf und schmeckt wie ein Schrei. Sie zu atmen ist Mühsal und Strafe. Adrian steht auf und reibt sich die Hände. Die Häute zwischen seinen Fingern sind leicht und schön; betrachtet er die Tür durch sie hindurch, ist sie beinahe so schön wie die neue Welt. Beinahe.

Sie haben sich eingefunden in der Morgenkühle, wie von einem unsichtbaren Gezeitenrad gezogen. Nun stehen sie am Ufer der Donau – zwanzig zählt Adrian – und betrachten einander staunend. Kein Wort fällt, längst leben sie alle in der Welt jenseits der Worte. Ihre neue Sprache ist Strudel und Wellenschlag, Gedanken wie flüchtige Küsse von Karpfen, die sich tief im dunklen See berühren. Dann fällt der erste Schal ins Wasser, weitere folgen, Kiemen schnappen im fahlen Morgenlicht. Die Vögel ducken sich in ihren Nestern und bleiben stumm. Kleider werden abgestreift wie Larvenhüllen. Stoff bauscht sich und treibt im Wasser, saugt und versinkt, unrettbar. Hosen finden ihr Grab in den Wellen, Hemden und Röcke, Socken und Schuhe, Sonnenbrillen, zur Tarnung über viel zu silbrige Augen gesetzt. Dann stehen und staunen sie, die neuen Donaukinder – große und kleine, dick wie Adrian sind manche, andere dagegen mager und bleich. Hände öffnen und schließen sich, Morgenlicht fängt sich auf glatter Schwimmhaut. Ein letztes Mal holt Adrian Luft, dann lässt er sich fallen: in den Strom, mit dem Schwarm, heim ins Schwarze Meer.